



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei kulturgeschichtliche Werke. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zuschreiten, um nur recht vielen Zwischenhändlern das Dasein zu ermöglichen; es wäre dies ungefähr so, als sollte man die Gebühren der Rechtsanwälte und der Ärzte deshalb erhöhen, weil bei der Überfüllung dieser Berufe viele Anwälte und Ärzte kaum ihr Auskommen haben. Wenn plötzlich die Hälfte aller Zwischenhändler ihr Geschäft einstellen würde, so würden die Konsumenten hiervon gar nichts merken, d. h. sie würden ihre Bedürfnisse ebenso gut, schnell und billig befriedigen können wie jetzt. Wir haben aber mindestens noch einmal soviel Zwischenhändler, als eine gesunde Volkswirtschaft verlangt. Und dabei haben wir in Berlin etwa fünftausend stellenlose Handlungsgehilfen, und in andern großen Städten ist die Sache ungefähr ebenso. Das leidige Streben der Eltern in den unbemittelten oder minder bemittelten Kreisen, ihre Kinder vor anstrengender Arbeit zu bewahren und ihnen eine Stellung zu verschaffen, die der der Eltern „über“ ist, veranlaßt sie, die Kinder dem kaufmännischen Berufe zuzuführen; daher auf der andern Seite der Mangel an Handarbeitern, Handwerkern, Volksschullehrern, Unteroffizieren und Unterbeamten. Und der Leichtsinn, mit dem sich der junge Kaufmann wirtschaftlich selbständig macht, wird wieder gefördert durch die Aussicht, schlimmstenfalls ja im Konkurs mit den Gläubigern akkordieren zu können, sich also wiederum jahrelang wirtschaftlich selbständig erhalten zu können, ohne — Arbeit und ohne Vermögen. Dadurch wird aber beim Arbeiter und beim Handwerker Verbitterung und Unzufriedenheit groß gezogen; denn er sieht, daß andre, die nur ein Scheinvermögen haben und im Grunde genommen doch ebenfalls zu den Besitzlosen gehören, sich durch den bequemen Zwangsvergleich eine leichtsinnig begonnene wirtschaftliche Selbständigkeit ohne geistige und körperliche Arbeit erhalten. Darum weg mit dem Zwangsvergleich; ein Reichsgesetz des kurzen Inhalts: „Der sechste Titel des zweiten Buchs der Konkursordnung wird aufgehoben“, wäre eine sozialpolitische Wohltat.



Zwei kulturgeschichtliche Werke

2



artwell Jones erkennt die Stellung, die von der neuern Forschung der Biologie eingeräumt worden ist, an und entnimmt ihr den Gedanken der Entwicklung, der die Veränderungen sehr langsam und allmählich in langen Zeiträumen nach Naturgesetzen geschehn läßt; aber er findet, dafür sich unter andern auf Loge berufend, diesen Entwicklungsgedanken in Übereinstimmung mit dem Christentum. Denn das Naturgesetz sei eben Gottes Gesetz, und jede Entwicklung setze die von Gott verliehene Anlage voraus. Auf der Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Anlagen und der umgebenden Natur beruhe die Verschiedenheit der Rassen, auch die der verschiedenen Völker einer Rasse, wie der Griechen und der Italiker. Er beschränkt seine Darstellung in *The Dawn European Civilization*

auf den europäischen Zweig der arischen Rasse und faßt in seiner sehr fleißigen und gelehrten Arbeit die Ergebnisse der neuern Forschung zusammen, dabei besonders die deutsche Fachliteratur von Grimm, Movers und Viktor Hehn an bis auf Nagel und Oldenberg fleißig benutzend. Bérards Homerwerk, dessen erster Band 1902 herausgekommen ist, scheint ihm entgangen zu sein; dagegen wird Ridgways *The Early Age of Greece* öfter zitiert. Er beschreibt mehr die aus Schriftwerken, namentlich aus Homer und den indischen Büchern, zuverlässig bekannte alte Kultur als die im strengen Sinne des Wortes vorge-schichtliche. Von dieser nur so viel, als in ihren durch die heutigen Aus-grabungen aufgedeckten Resten auf uns gekommen ist, und als sich aus den ältesten Schriftwerken, den in den spätern Büchern der griechischen und der römischen Geschichtschreiber, Geographen, Philosophen und Dichter erhaltenen Überlieferungen sowie aus den Sitten der alten Völker mit einiger Wahr-scheinlichkeit schließen läßt. Unter den Sitten sind in dieser Beziehung die religiösen die wichtigsten, weil die Kultsymbole und Kulthandlungen mit großer Strenge die Bräuche längst vergangner Zeiten festhielten. Als Feuerzeug diente ursprünglich ein Stab, der in dem Loch eines Holzblocks oder Brettes gerieben wurde. Die römischen Vestalinnen mußten diesen Feuerquirl noch in einer Zeit beibehalten, wo schon längst der Feuerstein im Brauch war. Und als eiserne Werkzeuge und Waffen schon allgemein verbreitet waren, schrieb der Ritus für die Opfer immer noch das Steinmesser vor. Die Geißelung der Spartanerknaben am Altar der Artemis und viele andre Bräuche weisen auf die abgeschafften Menschenopfer zurück. Pausanias, der viele solche Über-bleibsel vergangner Zeiten gefunden hat, wird fleißig benutzt. Ein besonderes Studium hat der Verfasser den Slawen gewidmet, die vielfach bis auf den heutigen Tag uralte Sitten bewahrt haben. Die Slawen, schreibt er, sind die von allen Ariern zuletzt auf dem geschichtlichen Schauplatz angekommen. Auf der osteuropäischen Tiefebene zerstreut, haben sie, ohne Berührung mit den Werkstätten der Kultur, „ruhig, friedlich [?], ohne Ehrgeiz, Unternehmungslust und kriegerischen Sinn ein Traumleben geführt“. Die Passivität, Dulderkraft und die despotische Staatsverfassung der Slawen erklärt er daraus, daß es die weniger Energetischen unter den Ariern waren, die in Osteuropa sitzen blieben, während die Latenlustigern und Genußfreudigern westwärts und süd-wärts weiter zogen. Gleich diesen ihren tüchtigern Brüdern haben sie die vorgefundne Urbevölkerung zwar unterjocht, aber sich ihr durch gegenseitige Wechselwirkung assimiliert und sind mit ihr verschmolzen. „Die Unterworfenen verzichteten auf das Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, die Herren, der Notwendigkeit zu arbeiten überhoben, versanken in Apathie und büßten die Fähigkeit zu angestrenzter Tätigkeit ein.“ So entwickelte sich das Gemisch zu einem Volke von Sklaven. Wallace hat hervorgehoben, daß die Russen keine eigentliche Aristokratie haben; Jones erklärt das für eine allgemeine charakte-ristische Eigentümlichkeit aller Slawen. Das trifft doch wohl nicht ganz zu; die polnische Schlachta sondert sich ziemlich scharf von Bürgern und Bauern ab. Und wenn er meint, in Indien sei die Sache ähnlich verlaufen wie bei den Slawen (eigentlich nur bei den Russen), so vergißt er die Kasten. Jedenfalls

führt er auch den Unterschied zwischen Slaven und Westeuropäern auf eine Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage zurück, die dann bei beiden Teilen durch die Verschiedenheit der äußern Lebensbedingungen verstärkt und befestigt worden ist. Wie die schlechtere Anlage durch den bessern Wohnplatz und durch Einbeziehung in das europäische Kulturleben veredelt werden kann, zeigen die germanisierten Wenden und sowohl die germanisierten wie die ihrer Nationalität noch treu gebliebenen Polen und Tschechen. Was die Naturvölker betrifft, so meint Jones, daß ihr gegenwärtiger Zustand, namentlich in Beziehung auf Mythologie und Religion, uns den Urzustand der Arier und der Semiten vor Augen stelle, dürfe so wenig zum Dogma erhoben werden wie irgendeine davon abweichende Ansicht, aber unstreitig sei die Kenntnis dieser Völker ein wichtiges Mittel für die Erforschung und das Verständnis alter Sitten der heutigen Kulturvölker.

Da Jones, wie schon angedeutet worden ist, nicht von dem Ehrgeiz befehen ist, neue Hypothesen aufzustellen, sondern nur ein brauchbares Handbuch darbietet, das die Hauptergebnisse der Forschungen anderer zusammenfaßt und das als glaubwürdig anerkannte Bild alter Zeiten mit manchen durch selbständige Forschung gewonnenen Zügen bereichert, so dürfen wir uns darauf beschränken, von diesen Zügen einige mitzuteilen, und auf einige Ansichten des Verfassers aufmerksam zu machen, die uns einer kleinen Berichtigung zu bedürfen scheinen. Den typischen Arier beschreibt er, wie ihn uns die Geschichte darbietet: als den wilden und stürmischen Sohn des rauhen Nordens, kraftvoll, freiheitsliebend und hart im Gegensatz zu der Anmut und dem ästhetischen Sinn des Südländers. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß gerade das Ästhetische und das Anmutige arische Eigentümlichkeiten sind, die sich nur nicht entfalten konnten, solange die Arier den ungünstigen Lebensbedingungen des Nordens unterworfen waren. Sind doch die alten Griechen selbst Arier gewesen, und gerade das Ästhetische ihrer Kunst ist das Arische, während sie das Technische, wie auch Jones hervorhebt, von den Asiaten und den Ägyptern gelernt haben; die mykenische Kunst sei in Kreta entstanden und ungriechischen Ursprungs. Was der Unterschied von rauhem und mildem Klima für die Kulturentwicklung zu bedeuten hat, das hat schon Strabo in seiner Beschreibung Europas richtig erfaßt und dargestellt. Die Nordländer seien ihrer unwirtlichen Heimat gemäß mannhaft und streitbar, die Südländer zivilisiert, und weil im Wohlstande lebend, friedliebend (dieses waren sie freilich gerade erst in Strabos Zeit geworden); beide seien darauf angewiesen, einander mit ihren eigentümlichen Gaben zu ergänzen, und schädigten sich selbst, wenn der für beide wohlthätige Wechselverkehr unterbleibe. Selbstverständlich unterläßt Jones nicht, die Monogamie als einen der wichtigsten Bestandteile des arischen Kulturlebens gebührend hervorzuheben. Das Mutterrecht, das Polyandrie voraussetzt, möge in vorhistorischer Zeit als Wirkung der Not und höchst unvollkommener sozialer Zustände auch bei den Ariern vorgekommen sein, aber geschichtliche Spuren habe die Verirrung nicht hinterlassen. Soweit wir das Leben der Arier zurückverfolgen können, sei bei ihnen dergleichen immer verabscheut worden. Nicht dieselbe Verurteilung allerdings treffe bei ihnen der

Umgang des Mannes mit mehreren Frauen. Daß das Weib bei den Ariern eine ehrenvollere Stellung einnimmt als bei den übrigen Rassen, führt Jones auf die Wanderzeit und auf das nordische Klima zurück. In diesem gefährlichen und harten Leben habe auch die Frau Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß sie tüchtig und tapfer sein könne, habe sich die Achtung des Mannes errungen und sei ihm als Waffengefährtin wert geworden. Gerade bei den kriegerischen Römern und Spartanern hätten sich auch in spätern Zeiten noch die Frauen als Gebärerinnen und patriotische Erzieherinnen des kriegerischen Nachwuchses hoher Achtung erfreut. Er hätte hinzufügen können, daß die griechischen Frauen in der homerischen Zeit, wo die Überlieferungen des Wanderlebens noch wirkten, eine würdigere Stellung eingenommen haben als später. An der herkömmlichen Meinung, daß die Kultur vom Jägerleben durch das Nomadentum zum Ackerbau fortschreite, hält auch er noch fest, bemerkt jedoch: „Daß die ältesten, noch nicht in Völker geschiednen Arier keine wilde Horde von bloßen Jägern und Nomaden gewesen sind, wird jedermann zugeben, der mit den frühesten Kundgebungen ihrer Rassenart vertraut ist. Nichtsdestoweniger ist es ziemlich gewiß, daß sie mit ihrer Ernährung zu einem großen Teil auf die Jagd angewiesen waren.“ Sie stammten eben, wie wir vermuten, von zivilisierten Ackerbauern ab und waren nur notgedrungen Halbnomaden und Jäger geworden. Als ritterliches Vergnügen betreiben sie ja die Jagd bis auf den heutigen Tag mit Leidenschaft, das heißt die von ihnen, die sich den arischen Charakter bewahrt haben.

Wie die Urarier zu den Tieren standen, läßt sich einigermaßen aus den Tiernamen erschließen. Die Ergebnisse der Sprachforschung verwendet Jones mit Vorliebe für seine Untersuchungen. Aus dem Namen des Hirsches zum Beispiel ersieht man, daß es, wie natürlich, das Geweih war, was an ihm vor allem Aufmerksamkeit erregte, denn *cervus* hängt mit *cornu* zusammen, und das althochdeutsche Wort (*hiruz*?) sowie die walisische und die altpreußische Bezeichnung für Hirsch sollen ebenfalls Horn bedeuten. Aus der Odyssee und aus dem Rigveda schließt Jones, daß die Arier die Jagd für gewöhnlich bloß zum Vergnügen betrieben, das Fleisch der erlegten Tiere aber nur in Notfällen genossen, wenn Haustiere nicht zu haben waren. Odysseus und seine Gefährten leben nur in Einöden, wie auf der Cyclopieninsel und auf der Insel der Circe, von Wild. Auch Fische genießen Homers Helden nur im Notfall, und das Fischen wird in der ältesten Literatur der Indier und der Gräkolatiner kaum überhaupt, geschweige denn als eine ehrenvolle Beschäftigung erwähnt. Auch scheint das Urarische keinen Namen für den Fisch gehabt zu haben. Einen desto ehrenvollern Platz nimmt in den arischen Sprachen das Rind ein, wobei zu beachten ist, was Hahn hervorhebt, daß das Rind kein Nomadentier ist; die Nomaden haben nur Pferde, Kamele, Schafe und Esel. Viele Zusammensetzungen mit *bos* und *bus* und Sprachwendungen beweisen, was für eine wichtige Person, darf man beinahe sagen, der Ochse für die Alten war. Von links nach rechts, die nächste Zeile von rechts nach links und so fort abwechselnd schreiben, nannte man *bustrophedon*, wie der Ochse beim Pflügen sich wendend. Ein starker Lämmel (*a hobbledehoy*) wurde *bupais*,

ein Prahler bugaios (eigentlich einer, der sich ochsig freut), Heißhunger bulimia genannt. Wenn einer aus wichtigen Gründen schwieg, sagte er: ein Ochse steht auf meiner Zunge, und in der Redensart: ich füttere mich mit Hoffnungen, wird für füttern βοσκολεισθαι, Rinder weiden, gebraucht. Der bos arator, der Pflugstier wird zum Führer gewählt, wenn ein Häuflein Kolonisten aus der Vaterstadt fort in die Ferne zieht; auch die oxsenäugigen Göttinnen Homers beweisen, in welcher Hochschätzung das Kind stand, und eine vielumworbne Jungfrau ist alphasiboios, das heißt, sie trägt ihren Eltern viele Kinder ein, wie heute noch bei den Hottentotten, die, nebenbei bemerkt, darin nichts weniger als Barbaren sind; oder bezeugt es etwa Hochschätzung des Weibes, wenn bei uns der Vater, anstatt vom Bräutigam einen Kaufpreis zu bekommen, noch so und so viel tausend Mark drauf zahlen muß, damit er sie los wird? All das also beweist, wie innig die Arier mit dem Ackerbau verwachsen waren; arare stammt von der Sanskritwurzel ar, und wenn einzelne arische Stämme als Eroberer es verschmähten, selbst den Pflug anzugreifen, und die Unterjochten, die für sie arbeiten mußten, verachteten, so ist das eine vorübergehende Wirkung des Wander- und Heldenlebens gewesen.

In der Schilderung der Roheit und Unmenschlichkeit alter Zeiten ist sich der Verfasser über das Verhältnis dieser Erscheinungen zur modernen Humanität und zum Christentum nicht völlig klar geworden. Daß die Männer in alten Zeiten sehr oft auf keine andre Weise als durch Raub bei benachbarten Stämmen zu Frauen kommen konnten, erkennt er an. Aber wenn er dann von ersonnenen Zirkusspielen, Kinderaussetzungen und Tötung der Alten spricht als Beweisen dafür, daß die vorchristlichen Völker keine Humanität gekannt haben, so vermischt er Dinge, die auseinandergehalten werden müssen. Die römischen Zirkusgruel sind Erzeugnisse einer verderbten Zeit, einer Zeit, in der unaufhörliche auswärtige und Bürgerkriege die Empfindung abgestumpft hatten, und in der nicht bloß der Cäsar, sondern auch der Stadtpöbel durch die unumschränkte Gewalt über unterjochte Völker und über Sklavenheere dem Cäsarenwahn sinn verfallen war, der sich gegenwärtig wieder als Tropenkoller in den Kolonien regt, soweit ihn nicht strenge Aufsicht daniederhält. Dagegen ist es nicht die Wollust der Grausamkeit, sondern Not gewesen, was in alten Zeiten, und in manchen Ländern heute noch, die Kinderaussetzung allgemein und die Tötung der Greise häufig gemacht hat. Von den Frauen darf man annehmen, daß sie der Kinderaussetzung widerstrebt haben, denn je weniger zivilisiert sie sind, desto näher stehn sie der Natur, und desto stärker sind in ihnen die natürlichen Instinkte. Die tierische Mutterliebe, die das Muttertier zur Selbstaufopferung für die Jungen treibt, ist noch keine Tugend im Sinne der wissenschaftlichen Ethik, aber als Wurzel der erhabensten Tugenden der edelste aller animalischen Triebe. Und alle Kenner der Naturvölker bezeugen, daß er bei diesen noch ungeschwächt waltet. Also von den Müttern ist die Maßregel sicherlich nicht ausgegangen, aber die Männer würden sie auf Grund verständiger Erwägung auch dann oft ergriffen haben, wenn sie nicht, was allerdings meist der Fall gewesen sein mag, schon ihrer Bequemlichkeit die kleinen Wesen gleichgiltig und hartherzig geopfert hätten. Für Stämme, die in Wüsten

und Urwäldern wandernd beständig an Nahrungsmangel litten, war es keine Kleinigkeit, Kinder und schwache Greise mitzuschleppen, die essen wollten, ohne zur Nahrungbeschaffung etwas beitragen zu können.

Jones erinnert an Rousseau, der seine unehelichen Kinder ins Findelhaus schickte; er hätte viel schlimmere Dinge aus neuern Zeiten anführen können, von denen die einen vorübergehend Massenerscheinungen gewesen sind, die andern noch weit häufiger vorkommen würden, wenn nicht die Obrigkeit mit Strafen dagegen ankämpfte. Sie kann das, weil sie, abgesehen von Rußland, in der Lage ist, im Notfalle selbst für Hilfslose zu sorgen. Man kann sogar, und Jones gibt das selbst zu, in vielen Fällen Mitleid als Beweggrund der Tötung Arbeitsunfähiger annehmen, weil ihnen durch diese weit ärgere Leiden erspart wurden. Namentlich gilt das von den Greisen. Jones führt den Brauch der Insel Keos an, den Strabo mit den Worten erwähnt, ein Gesetz scheinbar dort befohlen zu haben, die über sechzig Jahre alten Leute mit Schierling zu töten, damit für die andern der Unterhalt ausreiche. Strabo beruft sich auf einen Zweizeiler des Menander, den Jones nicht anführt: Schön ist das keische Gesetz, o Phantias; [lieber] Nicht [als] schlecht soll leben, der da gut nicht leben kann. Mit dieser Erwägung hängt eine andre zusammen, die Jones ebenfalls mit Recht für einen Beweggrund hält; die Griechen hätten einen ästhetischen Widerwillen gegen den leiblichen Verfall gehabt, der im Alter eintritt. Die Fortsetzung eines in jeder Beziehung unerfreulichen Lebens durch Gewissensgründe erzwingen, das kann einzig und allein der Christenglaube, der da lehrt, daß jedes Schicksal zum besten dessen, der es erduldet, von Gott geordnet ist, und daß es ein Eingriff in das Recht des einzigen Herrn über Leben und Tod und zugleich Befundung von Schwachgläubigkeit und von Mangel an Vertrauen ist, wenn man sich oder andre durch gewaltsame Tötung aus einer schweren Lage befreien will. Was das Christentum für die Humanität geleistet hat, sind wir unsrerseits wahrlich nicht geneigt, zu verkleinern oder gar in Abrede zu stellen, aber wenn Jones den vorchristlichen Nationen die Humanität einfach abspricht, so wirkt dazu wohl ein wenig der nationale Cant mit, da er weniger an die Christen im allgemeinen als an das christliche England denken mag. Sich von dem Gemütszustande solcher Menschen eine Vorstellung machen zu wollen, die keine schriftlichen Äußerungen hinterlassen haben, ist vergebliche Mühe; wir enthalten uns deshalb leerer Vermutungen wie der von Jones, daß das Gefühl der Freundschaft den vorgeschichtlichen Menschen wahrscheinlich unbekannt gewesen sei. Über die Griechen aber sind wir hinlänglich unterrichtet. Ihnen können wir die Humanität im weitern und im engern Sinne nicht absprechen. Unter Humanität im weitern Sinne ver-
stehn wir den Besitz, die Entfaltung und die Pflege der höhern Anlagen des Menschen, der Intelligenz, der ästhetischen und der ethischen Triebe, unter Humanität im engern Sinne die Menschlichkeit. Die Griechen haben die bei den Orientalen gebräuchlichen Marterungen von Kriegsgefangnen und Verbrechern sowie Menschenopfer verabscheut, haben nur aus Not oder in der Leidenschaft, nicht zur Befriedigung der Wollust der Grausamkeit, andern Wehe zugefügt, und sie haben lebhaftes Mitleid empfunden. Gibt doch Aristoteles

als Zweck der Tragödie die Erregung von Furcht und Mitleid an. Das Christentum aber hat dann allerdings die Humanität vollendet. Es hat sie zur Pflicht gemacht, das heißt, es hat geboten, human zu handeln, auch wenn der innere Antrieb zu solchem Handeln fehlt, in der Voraussetzung, die von der Erfahrung gerechtfertigt wird, daß die Gewohnheit des Handelns allmählich die entsprechende Empfindung und Gesinnung erzeugt; es hat also die Völker zur Humanität erzogen, ist freilich damit bis heute noch nicht fertig geworden und wird wohl auch bis ans Ende der Zeiten nicht ganz fertig werden.

Es hat ferner gelehrt, daß die Pflichten der Humanität allem gegenüber gelten, was menschliches Antlitz trägt, und daß darin zwischen Volksgenossen und Volksfremden kein Unterschied gemacht werden darf. Bekanntlich ist der alte Grundsatz, daß man nur gegen Stamm- oder Volksgenossen Pflichten habe, und daß der Fremde der Feind sei, durch zweierlei erschüttert und so dem Christentum der Boden bereitet worden. Erstens durch den Handel, zu dem teils das Bedürfnis zwang, teils die Habsucht trieb. Jones glaubt, daß die tessera hospitalis, die Griechen nannten sie Symbolon, phönizischen Ursprungs gewesen sei. Es war dies ein mit Zeichen versehenes aus zwei Stücken bestehendes Täfelchen; wurden die beiden Stücke aneinandergesügt, so hatte man das vollständige Bild oder die vollständige Inschrift. Jede von zwei durch Gastfreundschaft verbundenen Familien verwahrte die eine Hälfte, und an der dazu passenden andern, die der fremde Ankömmling überreichte, erkannte man, daß dieser ein Mitglied des befreundeten Geschlechts oder zum Abschluß eines Handelsgeschäfts bevollmächtigt sei. Die andre Vorbereitung auf die christliche Gesinnung bestand in der Vereinigung vieler Völker in dem einen römischen Reiche, die den Begriff der Menschheit erzeugte, den bekanntlich die Stoiker ausgebildet haben. Endlich lehrte und trieb das Christentum, nicht zu warten, bis die Aufforderung zur Hilfe an einen herantritt, sondern die Hilfsbedürftigen aufzusuchen. Allen Völkern geistliche Hilfe zu bringen, wurde das Apostolat angeordnet, und dann die Gemeinde organisiert, die sich schon von der Apostelzeit an auch der leiblichen Nöte zunächst der Gemeindemitglieder und der sie besuchenden Brüder, dann befreundeter Gemeinden und ganz fremder und entfernter Menschen annahm. Die geordnete Armen- und Krankenpflege, das Herbergs-, das Missionswesen, alles was wir heute unter die Begriffe Philanthropie und Sozialpolitik bringen, sind Früchte des Christentums, die freilich, um einigermaßen reifen zu können, des technischen Fortschritts sowie vieler und großer politischer und sozialer Umwälzungen bedurft haben.

Man kann also die christliche Humanität als planmäßig, aktiv und auf klar erkannten Glaubens- und Grundsätzen beruhend charakterisieren im Gegensatz zu der bloß gefühlsmäßigen und aus natürlicher Gutartigkeit entsprungenen hellenischen. Und diese aktive Humanität ermangelt nicht der Gefahren und der Auswüchse. Sie wird leicht zur lästigen, wo nicht schädlichen Einmischungssucht, und sie artet, wo es sich um wirkliche oder vermeintliche Seelennöte handelt, in Fanatismus aus. Dem Chauvinismus und dem Fremdenhaß aus Interesse, in dem die uralte Barbarei heute noch fort- und immer aufs neue wieder auflebt, fügt der christliche Fanatismus den Religions- und Konfessions-

haß hinzu. Über die Entstehung einer heidnischen Scheußlichkeit, der indischen Witwenverbrennung, erhalten wir von Jones einen merkwürdigen Aufschluß. Sie soll auf einem Mißverständnis beruhen. In einem Vers des Rigweda wurde *agneh* für *agre*, „Feuer“ für „zuerst“ gelesen, und während der Vers ursprünglich forderte, daß die verwitweten Mütter zuerst zum Altare schreiten sollen, schickte sie der erste, der den Vers falsch gelesen hat, ins Feuer. So hätte eine falsche Lesart für den verschrobenen priesterlichen Ritualismus hingereicht, Millionen Unschuldige zum Feuertode zu verurteilen; neben den Molochopfern und den Hexenprozessen die schrecklichste Illustration zu dem Ausruf: *Tantum religio potuit suadere malorum*, den schon die mythische Opferung der einen Sphigenia dem humanen Atheisten Lukrez ausgepreßt hat. Was in dem Buche über die Sklaverei gesagt wird, über ihre Entstehung, die verhältnismäßige Seltenheit und Milde in alten Zeiten, ist wohl schon allgemein bekannt. Doch verdient die Bemerkung hervorgehoben zu werden, daß nur die Kriegsgefangnen zu Sklaven gemacht, die friedlichen Bebauer eines eroberten Landes als Hörige behandelt zu werden pfliegen. Auf das erste weist unter anderm das Wort *δαμός* hin, das die Lexikographen, gewiß richtig, von *damao*, ich händige, ableiten. Jones bringt es sonderbarerweise mit *domos* in Verbindung, dessen Stammwort, *demo*, freilich auch mit *damao* zusammenhängen mag. Lächeln muß man über den Satz, mit dem der Engländer das Kapitel über die Sklaverei einleitet. „Das Gemüt des modernen Menschen, der von den Ideen der christlichen Menschenliebe durchdrungen und seit Jahrhunderten an freie Institutionen gewöhnt ist, empfindet einen natürlichen Abscheu vor der Sklaverei des Altertums.“ Wie lange ist es denn her, daß Liverpool durch den Handel mit Negerklaven reich geworden ist? Und viele Kenner behaupten, daß wenn nicht diese Sklaverei selbst, so doch die Sklavenjagden und der Sklaventransport scheußlicher gewesen sind, als die antike Sklaverei im allgemeinen war, die Bergwerksklaverei und die Periode der römischen *ergastula* abgerechnet.

Was wir sonst noch gerade mit Beziehung auf England zu diesem Kapitel zu bemerken hätten, wissen die Leser. Das Privateigentum ist verhältnismäßig spät entstanden. Jones sieht einen Beweis dafür in dem Umstande, daß die reiche griechische Sprache kein Wort für Eigentümer hat; *despotes* und *kyrios*, die beiden Bezeichnungen für Herr, mußten später, als die Sache aufkam, dem Mangel abhelfen. An mehreren Stellen erhärtet er die schon erwähnte Ansicht Hugo Delffs, den er übrigens nicht kennt. Er findet es wahrscheinlich, daß erst die Pflanzung von Fruchtbäumen den Begriff des Landeigentums vollendet und die Sitte veranlaßt habe, ein Ackerstück mit Hecken und Gräben zu umgrenzen und so als Privateigentum kenntlich zu machen. „Der Baum erfordert jahrelange Pflege; und während das Korn in wenig Monaten reift [und jede Ausfaat nur eine Ernte ergibt], trägt der Baum alljährlich Früchte.“ Namentlich der Weinstock und die Olive, auf die man viele Jahre lang so viel Arbeit verwandt hat, machen den väterlichen Boden zu einem so wertvollen Besitz, daß er leidenschaftlich geliebt und vor Angreifern mit Wut verteidigt wird. Dieses Interesse, meint Jones, habe dem zivilisierenden Einflusse des

Ackerbaues einigermaßen entgegengewirkt. Dieser erzieht zu einem friedlichen Leben und macht der Zeit ein Ende, wo jeder Mann ein Krieger ist. Aber wird dieser friedlichen Bevölkerung ein Verteidigungskrieg aufgenötigt, so führt sie ihn um so hartnäckiger. Was die ersten Ansiedlungen betrifft, so wird über die in Oberitalien aufgedeckten Pfahlbauten bemerkt, daß sie nicht die gewöhnlichen Wohnungen, sondern nur Zufluchtsorte einer in Dörfern ansässigen zivilisierten Bevölkerung gewesen sind. Interessant ist die Etymologie der Bezeichnungen für Wohnplätze, die er gibt. Vom griechischen arkeo und dem lateinischen arceo, ich wehre ab, schließe ein, kommt arx. (Von demselben Stamm: arca, ein fester Behälter, eine Kiste, auch Kasse; arcanus, geheim, und Iupercus, der Gott, der die Wölfe abwehrt. Weiter hängen damit exercere und exercitus zusammen.) Oppidum ist eine in der Ebene (griechisch pedon) angelegte Ortschaft. Asty hat das Anfangsdigamma, einen F-Laut verloren und kommt mit hestia, Herd, und vestis von derselben Sanskritwurzel vas, die sowohl bekleiden als wohnen bedeutet; ist doch die Wohnung ein erweitertes Schutzgewand. Die Sanskritwurzel von urbs soll stark machen, die von polis Zufluchtsort bedeuten. Von civis und civitas leiten wir Heutigen mit Recht das Wort Zivilisation ab, denn alle die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Künste und Fertigkeiten, die Erkenntnisse und Wissenschaften, die mannigfaltigen Beziehungen zwischen den Menschen und die ihnen entsprechenden Empfindungen und Gefinnungen, die das Menschentier erst zum Menschen machen, können nur in einer geordneten Gemeinschaft von Menschen erworben und geschaffen werden. So weit der Mensch einer solchen geordneten Gemeinschaft, des sozialen Zusammenhangs mit andern Menschen entbehrt, bleibt er ein Wilder oder Barbar. Dieses wenigstens ist unsers Engländers Begriff von Barbarei. Wir fassen ihn etwas anders, indem wir auch die hochzivilisierten Asiaten Barbaren nennen, weil sie der edlern christlich-europäischen Herzenskultur entbehren. So nähern wir uns der altgriechischen Auffassung des Gegensatzes von Hellenen und Barbaren, die berechtigt war, weil eben damals die Hellenen, und sie allein, diese edlere Kultur besaßen. Uns gilt also die Barbarei als Gegensatz nicht sowohl zur Zivilisation als zur Kultur. Darum können wir es nicht als berechtigt anerkennen, wenn die Chinesen uns Europäer als weiße Teufel hassen und verachten, oder die Irokesen sich selbst das geliebte Volk, die Europäer eine verfluchte Rasse und einen bloßen Schaum des Meeres nennen, ihnen den Menschnamen verweigern. Freilich haben die Europäer den Farbigen Ursache genug zu Haß und Verachtung gegeben, und wenn man statt des allgemeinen Kulturmaßstabes den rein ethischen anlegt, wird man gerade die Europäer, die mit den Naturvölkern zu tun haben, nicht selten als die unmoralischern von beiden bezeichnen müssen. Aber bei den Chinesen und den Indianern entspringt das wegwerfende Urteil nicht sittlichen Erwägungen, sondern teils dem Interesse, teils der uralten wirklich barbarischen Ansicht, daß das Volk fremde schon als solches unter allen Umständen als das Schlechtere und als ein Feindliches zu hassen und zu verachten sei.

Sehr hübsch ist die Ableitung des Wortes basileus von baino und laos. Der König wäre also der Mann, der das Volk gehn macht, in Marsch setzt.

Wie kriegerisch die alten Zeiten gewesen sein müssen, beweisen nach Jones die Ausdrücke für Frieden in den arischen Sprachen, die sämtlich, wie pax von pangere, nur einen auf Vertrag beruhenden Zustand, also einen Ausnahmezustand bezeichnen, eine Unterbrechung des Krieges, der als der Normalzustand gilt. In den Abschnitten über Kunst und Wissenschaft, Religion und Jenseitsglauben haben wir nichts neues gefunden. Nur eines wollen wir anmerken. Pastor bestreitet sehr lebhaft die hergebrachte Ansicht, daß unsre Schrift aus der ägyptischen Bilderschrift entstanden und den Griechen durch die Phönizier vermittelt worden sei; nach ihm stammt die Buchstabenschrift von den germanischen Runen. Nach Jones hat tatsächlich in Urzeiten ein europäisches Alphabet bestanden, und die Griechen haben daraus die vier Buchstaben T, X, Φ, Υ bewahrt und dem phönizischen Alphabet angefügt, als sie dieses übernahmen. Keine Verwandtschaft mit dem phönizischen Alphabet zeigen auch die im Palast von Knossos auf Kreta aufgedeckten Schriftzeichen.



Was bedeuten uns Bachs Kirchenkantaten?



U den erfreulichsten Dingen, die wir Heutigen erleben können, gehört die gegenwärtige Bachbewegung. Immer mehr kommt es der Nation und der Menschheit zum Bewußtsein, was für ein bewundernswerter geistiger Schatz die Kompositionen Bachs sind. Immer weitem Kreisen erschließt sich der Segen ihrer Schönheit. Nicht mehr bloß, wie einst, der Virtuoso, der Fugenmeister, der gelehrte Tonsetzer — nein, der Wundermann im reichsten Sinne des Wortes übt jetzt seinen Einfluß, und ähnlich wie bei Dürer ist es die ganze Größe einer hehren Persönlichkeit, die uns nunmehr so anzieht bei dem Thomaskantor, den frühere Geschlechter bei allem Respekt doch ziemlich philisterhaft beurteilten. Und da Bach ein Sohn der Kirche ist, so führt der religiöse Drang der Gegenwart ohne weiteres dazu, in Bach ein auserwähltes Rüstzeug für den Kampf zwischen Glauben und Unglauben zu schätzen. Bekanntlich nimmt dieser Kampf immer neue Formen an. Bach — so hat man wiederholt gesagt — ist ein Missionar. Gewiß, wir haben die feste Überzeugung davon. Bach, der so durchaus Musiker ist, geht in seinen Wirkungen doch auch über das bloße Musizieren hinaus. Er ist, wie nur irgendein Held oder Heiliger, ein Sendbote und Wegbereiter Gottes. Ein Weckrufer, der den Sinn für das Göttliche fördert, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Es fragt sich nun, wie wir seinen Ruf aufnehmen. Wir müssen — soviel ist wohl klar — Bachs religiöse Gedankenwelt „kennen und bejahen“. Wir dürfen Bachs Kirchenmusik nicht „voraussetzungslos“, „rein ästhetisch“ genießen wollen, sondern müssen nach einem richtigen religiösen Rahmen dafür suchen. Wie geschieht das aber?